



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1927

4 (1927)

Caritasblüten

Nr. 4

1927



„Auferstehung“ heißt der Psalmgruß,
Der frohlockt durch alle Lande
Und umschlingt den Stamm des Kreuzes
Mit dem Osterblumenbunde. [Jes
Und aus Jesu Dornenkrone
Keimen grüne Lorbeer sprossen,
Denn es sank der Tod, besieget,
Und das Grab ist aufgeschlossen!

Ja, so lieblich rauscht kein Bächlein
In das Tal vom Felsenrücken,
Um die Fluren mit dem Taue
Seiner Wasser zu beglücken,
Als das Friedenswort des Mittlers,
Das aus seiner Brust erklingen
Und als weiße Friedenstaube
Sich durch alle Welt geschwungen.

Dieser Friedensgruß entschwebet
Fort und fort der Kreuzesfahne,
Und beglückt die Menschenherzen
Bis zum fernsten Ozeane;
Jubelt! jauchzet, Dankesharfen,
Dreum dem Höchsten aller Fürsten,
Denn er läßt, in seiner Sehnsucht
Nach dem Heil, kein Herz verdürsten!

Für den Himmel gewonnen.

Aus Ussifi. Süd-Afrika.

In einem Sonntagmorgen nach dem Hochamt wurden wir zu einem schwerkranken Kinde gerufen. Schnell machten Schwester Edmundine und ich uns auf den Weg, und zwar in Begleitung einiger schwarzer Postulantinnen. Es war gerade das Fest der heiligen Schutzengel, denen wir unseren Gang empfahlen. Der Kraal war ziemlich weit entfernt. Man hatte uns schon erwartet. Wir krochen durch die enge Türöffnung in die Hütte, und es hieß nach heidnischer Sitte auf dem Boden Platz nehmen. Nachdem sich unsere Augen allmählich an das Dunkel gewöhnt hatten, sahen wir das franke Kind in einer Ecke der Hütte liegen. Die Kleine schien zu schlafen. Eine der schwarzen Postulantinnen rief das Kind, und sofort schlug es seine großen Augen auf und schaute uns so froh an, als wenn es sagen wollte: „Nun seid ihr endlich gekommen.“ Die Mutter war schon Christin, der Vater jedoch noch ein echter Heide. Er war nicht zu Hause, als wir kamen. — Unter heißen Tränen erzählte uns die Mutter, daß die Kleine, ihr einziges Töchterchen, die ganze Nacht Blut erbrochen hätte. Am Morgen hätte sie so oft den Vater gebeten: „Rufe mir doch die Schwestern, daß sie mich taufen, bevor ich sterbe. Sie war nämlich schon einige Zeit in unsere Missionschule gekommen und hatte manches über die heilige Taufe gehört.

Ich näherte mich der Kleinen und fühlte den Puls. Das Kind hatte hohes Fieber und war recht schwach, so daß man den Tod befürchten mußte. Weil der hochwürdige Vater Missionar für einige Tage abwesend war und nicht kommen konnte, entschlossen wir uns, die Kleine zu taufen. Da wir die Eingeborenen-Sprache noch nicht genügend sprechen konnten, gab eine Postulantin kurz den Taufunterricht. Unterdessen hatten sich im Kraal eine ganze Anzahl Heiden versammelt, die fast alle nur mit dem Notwendigsten bekleidet waren. Sie beobachteten uns sehr scharf. Wir knieten zuerst gemeinsam zum Gebete nieder und beteten das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser. Unsere Kleine raffte ihre ganze Kraft zusammen, kniete sich hin und faltete ihre kleinen Händchen. Welch rührende Szene! — das sterbensranke Kind da knien zu sehen; es ließ sich nicht davon abbringen. — Wir fragten dann nochmals die Kleine: „Liebst du getauft zu werden?“ Dann schaute sie mich so treuherzig an und sagte: „Ngitanda“, ich liebe! Und ich kniete nun neben der Kleinen nieder und taufte sie.

O Wunder der Gnade! Aus einem armen Heidenkind war nun ein Kind Gottes, eine kleine Maria Theresia geworden. Wir beteten mit ihr das erste Ave Maria. Dann schenkte ich

ihr eine Medaille der kleinen heiligen Theresia und bat die kleine Heilige innig, sie möge sie unter ihren Schutz nehmen, daß das Kind entweder jetzt in seiner Taufschuld sterbe, oder später einmal ein braves Schwesterchen im Alfissi-Klösterchen werde. Die schwarzen Postulantinnen stimmten das Lied „Fest soll mein Taufbund immer stehn“ an. Ich mußte meine Tränen mit Gewalt zurückhalten. Unsere Kleine war so glücklich und alles schien auf die armen Heiden einen tiefen Eindruck gemacht



Die kleine Theresia mit Schwester Aquina.

zu haben. O möge der liebe Gott doch noch recht vielen die Gnade des heiligen Glaubens schenken. — Die Mutter des Kindes dankte uns, daß wir gekommen waren, und sagte zu mir: „Du bist nun die Mutter der kleinen Theresia!“

Nun hieß es sich wieder auf den Heimweg begeben; denn es wurde schon dunkel. Alle, auch die Heiden, schauten uns so dankbar nach und baten, wir möchten bald wiederkommen. — Unterwegs dankten wir dem lieben Gott, der uns heute so viel Freude gemacht hatte. Trotz des weiten Weges fühlten wir

gar keine Müdigkeit. Wir dachten der ermunternden Worte aus dem Liede unserer Genossenschaft:

„Wo wir auch wirken und leben
Sind wir stets mutig gesinnt,
Geben wir Gut, Blut und Leben
Gott und fürs heidnische Kind.“

Was ist nun aus unserer kleinen Theresia geworden? Noch acht Tage nach der heiligen Taufe schwebte sie zwischen Leben und Tod. Da auf einmal, am Feste des heiligen Franziskus, stand die Kleine in unserer Mitte. Sie hatte ihre Mutter so lange gedrängt, bis dieselbe sie zu uns herbrachte. Jetzt kommt sie jeden Sonntag zur Kirche, und wenn man sie fragt, wo ist deine Mama, dann sucht sie mich unter allen Schwestern heraus. — Leider will der Vater noch nichts vom Christentum wissen. Möge das Gebet des Kindes seine Bekehrung beim lieben Gott erwirken.

Schw. Aquina.



Entstehung und Wirkung der Agnus Dei.

(Aus der Liturgia sacra und aus Breve Notizia del origine, uso; e virtu degli Agnus Dei etc., Roma.)

In Agnus Dei (Lamm Gottes) ist ein mit Chrisam und Balsam vermischtes, reines, weißes Wachs in der Gestalt eines runden oder ovalen Täfelchens, worauf (im Vordertheil) Jesus Christus in der Figur eines Lammes und (Kehrseite) das Bild irgendeines Heiligen vorgestellt wird; daher wird es auch Agnus Dei genannt. Solche Agnus Dei pflegt der Papst jedesmal am folgenden Tag nach seiner Krönung, im heiligen Jahre des Jubiläums und dann nach Verfluß von sieben Jahren seines Pontifikates feierlich zu segnen und dem anwesenden Klerus und Volke auszuteilen.

Wir lesen in der Kirchengeschichte, daß frühzeitig den Getauften von Rom ein geweihtes wächsernes Bild, vorstellend das Lamm Gottes, als Sinnbild ihrer künftigen Sanftmut zum Andenken überreicht und vorgehängt wurde.

Leo III. übersandte (im Jahre 812) solche dem Kaiser Karl dem Großen. Und das Chronikon Dolense bemerkt von Klemens V., daß dieser Papst eine große Menge Agnus Dei gesegnet habe. Papst Urban V. schickte ebenfalls drei solche im Jahre 1363 dem griechischen Kaiser Johannes Paläologus mit begleitenden lateinischen Versen.

Sie lauten zu deutsch also: „Balsam, reines Wachs mit dem Chrisamöl, diese bilden das Lamm, welches ich dir zum großen Geschenke gebe; ein geheimnisvolles Bild von jenem Lamm, das aus der heiligen Quelle stieg. Es fernet die Blitze von oben, es hemmt und schwächt in uns, als Christi Leib, der argen Sünde Macht. Die Frauen werden dadurch erhalten, und die Geburt erleichtert. Bei kranken Kindern bringt es auffallende Hilfe. Den Würdigen bringt es Gabe und zerstört die Wut des Feuers, es rettet aus den Wellen, die rein es tragen, es schützt vorm jähen Tode und vor den Nachstellungen der bösen Geister. Wer es ehrt, der besiegt den Feind. Auch ein kleiner Teil desselben gilt soviel als das Ganze. Lamm Gottes, erbarme dich meiner! Du, welches die Sünden hinwegnimmst, erbarme dich unser!“

Die heilige Kirche hat die Agnus Dei unter die Sakramentalien gesetzt, d. h. sie schreibt ihnen eine besondere Wirkung in leiblichen und geistigen Nöten zu. Jedoch wie die übrigen Sakramentalien, können die Agnus Dei nicht aus sich

selbst die Seele so heiligen, wie die Sacramente, sondern kraft der frommen Gemütsverfassung dessen, der sie vertrauensvoll gebraucht. Sie erwecken in uns andächtige Gefühle, welche die Liebe vermehren, und uns antreiben, besser zu werden; sie lösch nicht nur die läßlichen Sünden und täglichen Fehler und Gebrechen aus, sondern tilgen auch die Strafen der schon durch die Buße erlassenen Sünden: sie erhalten in uns einen lebendigen Reueschmerz über die begangenen Sünden und erwecken das Verlangen, dafür eifrige Buße zu tun. Außerdem besitzen die Agnus Dei noch ganz besondere Wirkungen, welche sie durch das Gebet und die besondere Willensmeinung des heiligen Vaters, der sie weih^t, erhalten, wie in den Weihegebeten angezeigt ist.

Groß sind also die Wohltaten und Gnaden, welche der Statthalter Jesu Christi im Namen der Kirche von der göttlichen Barmherzigkeit für alle Gläubigen erleht, welche diese Agnus Dei mit wahrer Frömmigkeit und innigem Gottvertrauen aufbewahren. Und selbst augenscheinliche Wunder haben schon oft die Wirksamkeit dieses vertrauensvollen Gebetes bewiesen, wie die Päpste Sigtus V. und Benedikt XIV. behaupten: Der heilige Papst Pius V. verteilt an die nach Lepanto abziehenden Truppen Agnus Dei, und diese Truppen kehren siegreich zurück. — Die Liber war ausgetreten und richtete entsetzliche Verheerungen in der Stadt Rom an. Der Heilige Vater Pius V. läßt ein Agnus Dei in die Fluten werfen, und der Strom tritt in sein Bett zurück. — Im Jahre 1568 wird ein von demselben Papste geweihtes Agnus Dei in die hochgehende Elsch geworfen und Verona von einer schrecklichen Überschwemmung befreit. — Im Jahre 1690 entsteht ein großer Brand in Wien. Kaiser Leopold läßt ein vom Papst Innonzenz XI. geweihtes Agnus Dei in die Flammen werfen, und bei dessen Berührung erlöschen augenblicklich die Flammen.

Nach den Apostolischen Konstitutionen können die Agnus Dei nur vom Papste geweiht werden, dürfen weder vergoldet noch bemalt werden, sondern müssen so bleiben in ihrer sinnbildlichen Weise, wie sie vom Papste geweiht zu werden pflegen. Auch dürfen sie als geweihte Gegenstände, wie auch die Reliquien nicht verkauft werden; für deren Einfassung sich bezahlen zu lassen, ist jedoch nicht verboten.

Ein im Hause befindliches Agnus Dei dient zum Schutze des Hauses und seiner Bewohner. Zu diesem Zwecke soll es an einem anständigen Platze, geschützt vor aller Verunehrung, aufbewahrt werden.

Man kann es auch in kleineren Theilen bei sich tragen, am Halse hängend oder unter den Kleidern befestigt; man muß es dann aber in eine Kapsel von Metall einfassen, um es reinlich und sicher zu bewahren. Die Päpste verlangen, daß es, wenn man es aufbewahre oder bei sich trage, mit Frömmigkeit, Ehrerbietung, Andacht und Vertrauen geschehen müsse.

Auf Land- und Seereisen ist es sehr ratsam, ein Agnus Dei bei sich zu tragen.

In kritischen Augenblicken, wenn man der Hilfe oder des Schutzes bedarf, kann man es küssen, es der Gefahr entgegenhalten, es auf den kranken Teil legen.

Das beste Gebet, das in der Stunde der Gefahr helfen kann, ist vom Papst Urban V. selbst: „Lamm Gottes, erbarme dich unser, das du hinwegnimmst die Sünden, erbarme dich unser!“

Es verhält sich mit dem Agnus Dei wie mit den übrigen Sacramentalien, dem heiligen Öl, dem Weihwasser, dem gesegneten Brote, welche bei der Zerteilung in jedem Theilchen den Segen der Kirche und dessen Kraft und Wirkung behalten. Demnach haben die kleinsten Theilchen dieselben Eigenschaften, wie die ganzen Agnus Dei.

Wenn es die Not erheischt, kann man ohne Verunehrung das Agnus Dei ins Wasser oder ins Feuer werfen.

Wohl mag man diese Vorzüge des Agnus Dei zu übertrieben finden und die Gnadenbezeugungen zu wundervoll und als abergläubisch erklären, allein gewiß hat noch kein Papst und auch kein Katholik die Wirkungen dem Wachse, dem Balsam oder Chrysan, sondern einzig und allein jenem Lamm Gottes zugeschrieben, das hinwegnimmt die Sünden der Welt. Das Blut des Lammes in Aegypten erhielt seine Rettungskraft von dem Vorbilde Jesus Christus; warum

Soll nicht das gesegnete Lamm Gottes im Neuen Bunde die gleiche Kraft von dem wahren, lebendigen Lamm erhalten? — Und so lassen sie sich ohne Zweifel gegen alle Einwendungen unserer Gegner sehr gut verteidigen. Und wenn auch die gewünschte Wirkung dieser heiligen Wachsfiguren nicht allzeit erfolgt, so darf dieses nicht dem Abgang der Kraft der benedizierten Sache zugerechnet werden, sondern dem geringen Glauben derjenigen, welche sich dieses Gegenstandes bedienen, oder einer verborgenen und nur Gott bekannten Ursache.



Plauderei.

Schwester Engelberta C. P. S., Kilema, Ost-Afrika.

Wollte soeben etwas Lustiges, Heiteres unserer Mutter Bernardine für ihre Caritasblüten erzählen. Aber sonderbar, so munter und fröhlich auch die afrikanischen Vöglein um mich herum singen und flöten in allen Tönen, und so wohlgenut ich mich auch in der wunderbar herrlichen, wildromantischen Natur in Ost-Afrika hier fühle, es fällt mir absolut nichts ein, obwohl ich erst glaubte, daß es nur so aus der Feder fließen würde. Ja, Tante Engelberta hat sich wieder einmal getäuscht! Unsere liebe Schwester Philippine selig, die erste und älteste unserer Schwestern-Genossenschaft, war ein frisches, munteres Münchener Kind und pflegte, wenn sie sich zuweilen getäuscht hatte, in ihrer humorvollen Weise zu sagen: „Da habe ich mich aber getäuscht, — da hättest Du Dich auch getäuscht, — da hättest sich ein jeder getäuscht, wie ich mich getäuscht hab', oder hättest Du Dich da nicht getäuscht? — So habe ich mich aber noch nie getäuscht, — so hat sich aber noch keiner getäuscht“, usw.

Ja, es gibt viele Täuschungen im Menschenleben, traurige und fröhliche. Ich möchte aber lieber von letzteren erzählen, von harmlosen Täuschungen, die ein heiteres Ende haben.

Es war vor mehr als 36 Jahren, da machten wir eine Reise zu Fuß und teils per Ochsenwagen. Aus dem schönen Reichenau sollten wir nach dem neuen, einsamen Missionsstättchen M. Kevelaer wandern. Am Morgen, als der Ochsenwagen angespannt wurde, war das schönste Wetter, und die gute Schwester Philippine und ich waren in rosigster Stimmung. Bald waren wir des Rüttelns und Schüttelns in dem sehr primitiven Fahrzeug müde und zogen es vor, zu Fuß zu gehen. Ein Teil unserer schwarzen Schulmädchen war schon voraus geeilt, und wir beide hatten vor, dem Karren gemütlich nachzugehen. Den Weg konnten wir ja nicht verfehlen. Unter munterem Geplauder achteten wir gar nicht besonders auf die Biegungen des Weges. Da, auf einmal standen wir ratlos an einem Kreuzweg. Wir spähten rechts und links, kein Wagen war mehr zu sehen, auch die Kinder schienen schon weit, weit voran zu sein — wo nun

hin? Rechts oder links? Kein Mensch kam des Weges, den wir hätten fragen können. Glaubten wir doch, als „bereits erfahrene Missionschwestern, welche schon ein paar Jahre in Afrika waren“, den Weg überallhin gut zu kennen! — Da hatten wir uns aber doch sehr getäuscht! — Was nun anfangen? Zu unserer nicht geringen Besorgnis bewölkte sich der Himmel immer mehr und mehr; ein Gewitter, und zwar ein schweres, schien im Anzuge. Als wir nun noch so eine Weile aufs Geratewohl den Weg nach rechts hineinbogen und tapfer weiter wanderten, sahen wir in weiter Ferne einen Ochsenkarren; kein Zweifel, es mußte wohl der unsere sein. Langsam rollte er dahin, wir aber begannen zu eilen, um ihn noch vor Ausbruch des Gewitters zu erreichen. Jetzt sahen wir, daß der Ochsenwagen halt machte und auf einem Ausspannplatz, wie es schien, stehen blieb. „Gott sei Dank!“ riefen wir fröhlich aus, „nun werden wir ihn bald erreicht haben. Vielleicht hat uns unser Fuhrmann gar schon bemerkt und will auf uns warten.“ Immer dunkler wurde der Himmel, Blitze zuckten, Donner rollten, der Sturm jagte uns gerade den wirbelnden Staub ins Gesicht, und noch immer waren wir eine gute Strecke von dem Wagen getrennt. Schon begann ein starker Platzregen auf uns niederzuprasseln, als wir endlich vor dem Wagen standen und mit Schrecken sahen, daß es nicht der unsere war, sondern ganz fremde, nackte, nur mit Lendentüchern bedeckte Neger die Führer machten.

Desungeachtet luden uns die Burschen ein, auf den Wagen zu klettern und unter dem gespannten Segeltuch Schutz vor dem Unwetter zu finden. Ganz im Eckchen dieser imposanten Wagenburg saßen wir nun auf Petroleumkisten und Mehlsäcken eines Farmers, welcher der Besitzer dieses Ochsenfuhrwerkes war. Auch die beiden großen Kerle, obwohl noch wild und unbeleckt von jeglicher Kultur, suchten da oben bei uns Zuflucht und waren sogar ganz vertraulich. In unserer Nähe fühlten sie sich sicher vor dem Zorne des großen Nkulunkulu, der jetzt so fürchterlich durch Blitz und Donner die Erde erschütterte. Auch ein etwa 12—13jähriger Knabe war als Ochsenführer dabei und rückte, ganz erschrocken über jeden Donnerschlag, immer näher zu Schwester Philippine. Als er sah, daß wir hie und da, wenn die Blitze gar so feuerleuchtend zuckten, das heilige Kreuzzeichen machten, versuchte er es ebenfalls. Endlich hellte sich der Horizont wieder auf und nun begannen wir mit unseren zahmen Wilden sogar ein kleines Bekehrungsgespräch. Letztere schienen wirklich ein empfängliches Herz für den heiligen Glauben zu haben. „Ich werde zu dir in die Schule nach Reichenau kommen,“ sagte der Knabe zu Schwester Philippine, und in der That, vier Wochen später hat er um Aufnahme daselbst und wurde einer der bravsten Schüler und später ein guter Christ. Sobald der Regen aufgehört hatte,

machten mir uns wieder schnell auf den Weg, und zwar zeigten uns die Burschen den Weg, wo wir Kevelaer finden sollten. Wir waren wieder ganz froh. Doch diese gute Stimmung dauerte nicht allzulang, denn wir hatten nach der Aussage der Leute noch fast zwei Stunden vor uns und der Weg war jetzt so schmutzig, so naß und schlüpfrig, daß wir nur mühsam mit unseren Sandalen vorwärts kommen konnten. Es kam ein kleiner Berg steil abwärts, und soeben warnte ich noch liebevoll unsere gute Schwester Philippine, ja recht vorsichtig zu sein, als ich schon selbst der Länge nach in einem tiefen Loche lag.

Erst waren wir beide vor Schrecken mäuschenstille. Als ich aber wieder flink auf den Beinen stand und dabei gar so schön tapeziert war, brachen wir in Lachen aus und liefen, besser gesagt rutschten, fröhlich weiter. Die arme Schwester Philippine tat sich aber recht schwer, denn sie hatte von Jugend auf ein Fußleiden und war weit zu gehen nicht gewohnt. Jetzt riß sogar ein Riemen von ihren Sandalen los und sie konnte fast nicht mehr vorwärts kommen. Da war guter Rat teuer. Wir entschlossen uns, barfuß zu gehen. Gesagt, getan. Aber auch das mußte erst gelernt werden; bald schrie die eine, bald die andere, denn die Steine, hartes Gras, Disteln und Dornen taten uns sehr wehe. Anfangs schmerzte uns der Sand und die kleinen Steinchen, doch bald bekamen wir vom Schlamm so weiche Sohlen, förmliche Schuhe, daß wir nicht mehr viel fühlten. Wir waren noch nicht sehr lange auf dem Weg, da sahen wir in der Ferne, unten im Talgrunde ein Häuschen, ganz umgeben von hohen Bäumen, so schön und deutlich, obwohl es sonst noch so neblig war, daß wir vor Freude ausriefen: „Dort ist's ja schon, das Häuschen von Kevelaer!“ Also frisch voran, drauf los! sagte Schwester Philippine und stampfte mutig weiter. Betend, stellenweise sogar in lauten Stoßgebeten, ja sogar ein Liedchen singend, marschierten wir vorwärts. Nun kam aber ein kleiner Wald. Da mußten wir durch. Es war so dunkel in demselben, und wir waren so ganz allein im Zulu-land, wo noch viele Zauberer darauf ausgehen, einsame Wanderer zu überfallen, den Kopf abzuschneiden, um Medizin zu bereiten. Gewiß keine Kleinigkeit. Wir wurden mäuschenstille und all die schrecklichen Ereignisse des vergangenen Jahres, wo an verschiedenen Stellen mehreren Personen, Männern, Frauen und auch Hirtenknaben, der Hals durchschnitten und so der Körper ohne Kopf aufgefunden wurde, kamen uns in den Sinn. Endlich waren wir wieder im Freien und atmeten auf, kein wilder Zauberer war uns begegnet. Nur tapfer auf unser Ziel zu. Aber was war das?

Je näher wir dem vermeintlichen Häuschen mit den Bäumen herum kamen, um so verschwommener sah es aus, und schließlich sahen wir, daß wir von einer „Fata Morgana“ betrogen

56

waren. Kein Häuschen, keine Bäume von Kevelaer waren es, nichts als eine Luftspiegelung, wieder eine Täuschung. Diesmal schien sie uns nicht so harmlos und lächerlich, o nein, mir kamen fast die Tränen, wenn ich auf den kränklichen Fuß der armen, herzenguten Schwester Ppilippine schaute. „Ach,“ sagte sie, „er ist schon ganz angeschwollen!“ — Etwas trübselig setzten wir uns auf den Steinfelsen vor unserer falschen Fata Morgana nieder. Warum sind wir nicht auf dem Wagen geblieben! Warum haben wir uns gar soviel afrikanische „Wegweisheit“ allein zugetraut! Wären wir der guten Stationsmutter von Reichenau, Schwester Angela, gefolgt! — Hat sie uns nicht so fürsorglich in weiche Decken auf Heusäcke gesetzt und gesagt: „Wenn der alte Ochsenkarren auch recht hin- und herrütteln und schütteln wird, nur drauf bleiben, es ist für euch doch besser, als zu Fuß diese Schlangenwindungen von Wegen zu wandern.“ Ja, ja, so hat sie gesagt, aber das muntere „Münchenerkind“ und das kleine „Wienerfrüchil“ wollten gescheiter sein und natürlich kleine Abenteuer erleben, — so geht es halt.

Während wir beide nun so saßen und herum sahen, wo und wie weit wohl Kevelaer noch sein mochte, siehe, da kamen unsere großen Schulmädchen; sie waren ausgesandt, uns entgegen zu gehen, und hatten uns schon mit viel Angst gesucht. Gott sei Dank! War das ein freudiges Wiedersehen mit unseren lieben Kindern! Es waren große, starke Mädchen, einige derselben wohl schon älter als ich, und als sie sahen, daß wir müde waren und zudem noch ein Fluß zu überschreiten war, nahmen sie uns, trotz unseres Widerstrebens, zwei und zwei auf ihre starken Arme und trugen uns hinüber.

Wir waren ja überhaupt schon ganz nahe der kleinen, unter den Bäumen versteckt liegenden Station. War das eine Freude, als wir glücklich angekommen waren und vor den Stufen des Altars dankend niederknieten. Ach, es war ja noch alles so armselig in Kevelaer, alles erst im Entstehen begriffen, doch stand schon eine kleine Statue unserer lieben Frau von Kevelaer auf dem von Kisten zusammengestellten Altärchen, welches wir nun, zum Dank für die glückliche Ankunft nach all' den Verirrungen und Täuschungen, schmückten. Liebe Schwester Philippine lehrte die nächsten Tage wieder nach Reichenau zurück, während meine Wenigkeit, obwohl ich der kaffrischen Sprache erst in geringem Grade mächtig war, als Lehrerin hier bleiben sollte. Es war aber leider noch kein einziges Kind auf der soeben angekauften Station, und so war es natürlich meine brennendste Sorge, recht bald welche zu werben.

„Mein Jesus, gib mir Seelen“, betete ich fortwährend, und in meiner jugendlichen Begeisterung verfaßte ich ein ganzes Gedicht darüber, welches ich aber natürlich sorgfältig verbarg und nur heimlich für mich selber las und deklamierte. Zu meiner hellen

Freude kamen schon bald die vier ersten Schülerinnen. Es waren Kinder von 10 bis 14 Jahren und baten gar schüchtern um Aufnahme. Ich frug sie: „Ihr wollt also Gott kennen und lieben?“ Prompt wiederholten die Kinder, die mich offenbar kaum verstanden, meine Frage, dabei den fremden Tonfall meiner Stimme möglichst getreu nachahmend. Langsam und deutlicher, d. h. so gut oder so schlecht, als ich eben damals kaffrisch stotterte, fuhr ich fort: „Ihr dürft aber nicht davonlaufen, wenn es euch hier am Anfang hart vorkommt.“ Auch diesen Satz sagten sie mir, und zwar womöglich noch verkehrter nach, als ich ihn ausgesprochen hatte, und blickten mich dabei ganz treuherzig an. — „Seid ihr alle Mädchen? Ist kein Knabe unter euch, und wollt ihr wirklich bei uns bleiben?“ fragte ich langsam und deutlich.

Da wiederholten sie in frischem Chor: „Sonke mantombagana, aikona mfana hlala ema Romeni.“ Alle Mädchen, kein Knabe, bleiben bei ama Roma! — Damit war zunächst das Examen rigorosum beendet. Ich nahm meine lieben Kinderchen mit und steckte sie alle in frische Hemden, blaue Kattunkleidchen und helle Schürzen. Den nächsten Tag kamen die Eltern. Die Kinder, welche ohne Erlaubnis derselben heimlich von Hause fortgelaufen waren, eilten sofort in die Schule hinein und blickten nur zuweilen verstohlen zum Fenster heraus.

Die betrübten Mütter fragten nach ihren Kindern und behaupteten dabei zu meiner Verwunderung steif und fest, es seien drei Mädchen und ein Knabe. Ich antwortete nach bestem Wissen, es seien gestern allerdings ein paar Mädchen hierher gekommen, von einem Knaben aber wußte ich nichts. Bei dieser Kunde fing nun eine der Mütter ganz erbärmlich zu schreien und zu weinen an: „Ach, wo ist denn mein guter, lieber Sohn! O armer Knabe, o liebes Kind, vielleicht bist du gar von irgend einem Zauberer ermordet worden! Du mein armer Knabe!“

Doch sieh, während die betrübte Mutter so herzerreißend stöhnt und jammert, da öffnet sich plötzlich das Schulfenster, eines meiner Mädchen hüpfte mit kühnem Sprung heraus, eilt mit sehr männlichen Schritten auf die jammernde Kaffernfrau zu — und Mutter und Sohn liegen sich in den Armen. Mein Erstaunen war natürlich groß. Wieder einmal eine Täuschung, aber eine harmlose! — Hatten mir nicht die Kinder selber gesagt, es sei kein Knabe darunter? Doch das beruhete eben auf einem Mißverständnis. Sie hatten mir einfach sagen wollen, nur die Mädchen aus der Umgegend wollen bei uns in die Schule gehen, die Knaben aber noch nicht.

O wieviele Abenteuer, Erlebnisse gäbe es noch aus den ersten Zeiten unseres Missionslebens zu erzählen! Damals, wo alles noch ganz wild, das Volk total unzivilisiert, die Straßen noch unwirbar waren, wo es noch keine Brücken, geschweige denn

Kulfschen oder gar Eisenbahnen oder Autos gab! Gewiß, es war doch zu jener Zeit noch viel interessanter, in Südafrika zu sein, wenn auch beschwerlicher und oft gefährlicher; aber schön war es doch, und unsere heutigen jungen Schwesterchen werden so etwas nicht mehr erleben, außer sie dringen wieder tiefer ins Wilde von Afrika hinein oder kommen nach Osten oder Westen, wo die Zivilisation noch nicht Fuß gefaßt. Kostbar sind diese Erlebnisse, und wir alte Veteranen fühlen uns glücklich, gerade jene erste Zeit gelebt und gearbeitet zu haben.

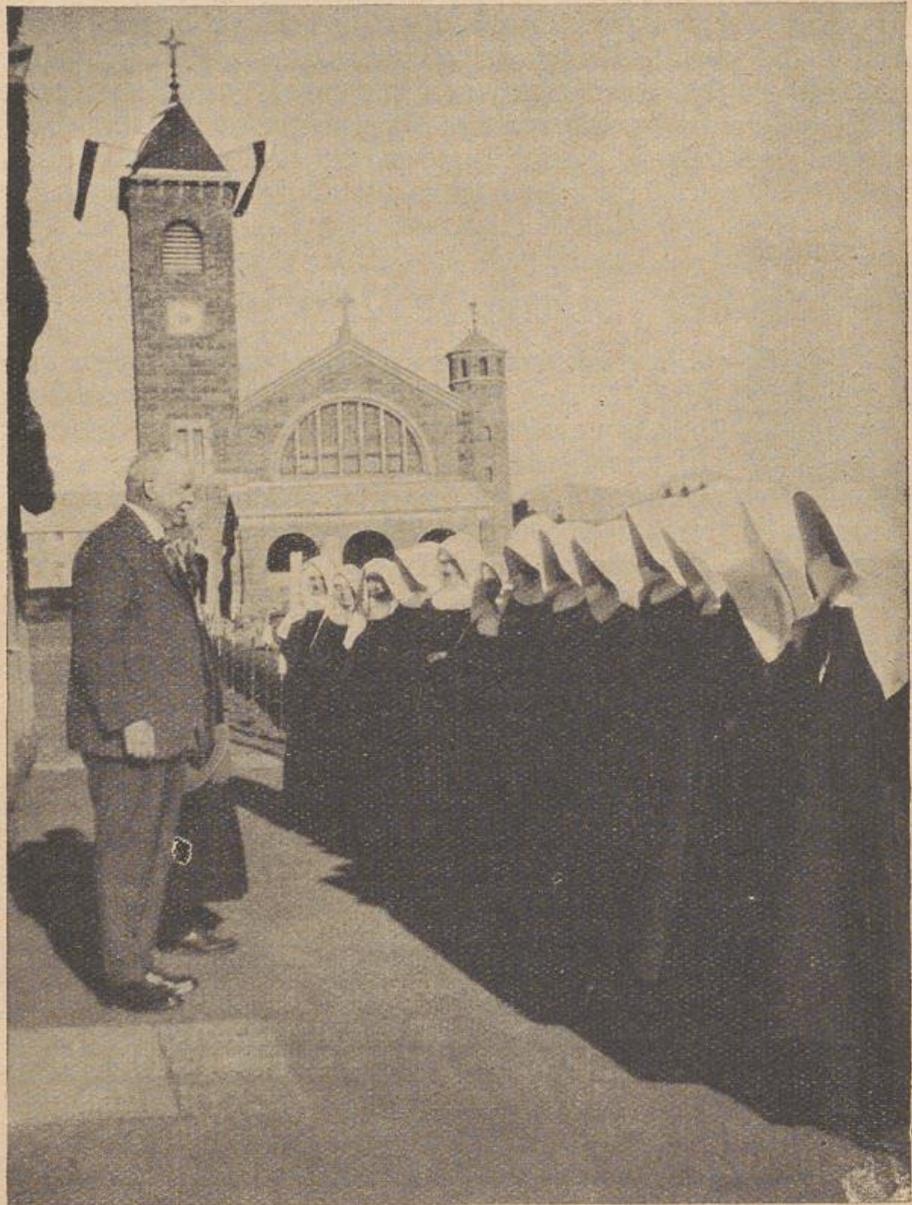


Hoher Besuch in Maria-Zell.

Der Superintendent-General für das Schulwesen aus Kapstadt, Dr. Viljoen, sowie seine Begleiter: Mr. Bennie und Mr. Kof, Schulinspektoren, machten auf ihrer Reise halt in Maria-Zell. Der hohe Gast wollte, wie er sich äußerte, einmal das entlegene Transkei durchreisen und unsere Missionsstation Zell, von welcher er durch Mr. Bennie so vieles gehört habe, besuchen. Da wir von dem Besuch in Kenntnis gesetzt waren, konnten wir wenigstens einige Vorbereitungen treffen. Sobald die Autos in Sicht waren, läutete die Schulglocke, um alle Schüler, 300 an der Zahl, zusammen zu rufen. Bald bildeten sie Spalier, von der Kirche aus den Weg entlang. Die meisten Kinder hatten Fähnchen in der Hand, und es war wirklich eine stattliche Reihe.

Mit einem kräftigen „Hurra“ und freudigem Schwenken der Fahne begrüßte die Schuljugend die Gäste. Ein schönes Marschlied, kräftig unterstützt von der alten Trommel, klang den Herren entgegen. Dr. Viljoen war ganz begeistert von dem schönen Empfang, wie er bis jetzt in Transkei noch keinen gehabt hatte. Nach einer kleinen Erfrischung besichtigten die Gäste die ganze Missionsstation: Schule, Grotte, Mühle usw. Abends um 8 Uhr boten die Schüler eine kleine Unterhaltung. Zum Schluß hielt der hohe Herr eine Ansprache an die Anwesenden, wobei auch die meisten Brüder und Schwestern zugegen waren. Er lobte besonders das Bestreben und die Arbeit des hochw. Pater Canisius, der die Schule zu solcher Höhe gebracht habe. Den Eingeborenen und Schülern machte er in kräftigen Worten begreiflich, welche Opfer die Missionare und Schwestern gebracht haben, wie sie die Heimat, Eltern, Geschwister, manche Bequemlichkeiten, kurz, alles verlassen haben, das Meer durchkreuzt hatten, um sich für die Eingeborenen zu opfern, und das nicht um irdischen Gewinnes wegen, sondern aus Liebe zu Gott und zum Nächsten.

Einen besonderen Dank widmete er noch unserer Schwester Junipera, die schon seit 30 Jahren hier an der Schule arbeitete und mit geholfen hatte, das erste Fundament dieser herr-



Der Superintendent-General Dr. Visjoen unterhält sich mit den Zeller Schwestern.

lichen Schule zu legen und die Saat zu pflegen, die sich so wunderbar entwickelt hat. Dem ganzen Missionspersonal stattete der hohe Gast dann noch in rührenden Worten seinen Dank ab für ihre rastlose Tätigkeit, während er die Schüler anspornete, sich dafür erkenntlich zu zeigen.

Zum Schlusse gewährte er noch einen schulfreien Tag zur Erinnerung an das 30jährige Wirken unserer Schwester Junipera. Des anderen Tages wünschte Dr. Viljoen alle Schwestern zu sehen, grüßte jede einzelne mit einem Händedruck und erkundigte sich nach ihrem Namen und ihrer Heimat. Diese letztere interessierte ihn sehr, da ihm Deutschland, wo er studiert hatte, nicht unbekannt war. Ubrigens beherrschte er die deutsche Sprache vollständig und seine Ausdrucksweise war sehr korrekt. Vor seiner Abreise gab er nochmals zu erkennen, daß er schon lange nicht mehr einen solch gemüthlichen deutschen Abend verlebt und schon lange nicht mehr so herzlich gelacht habe, als bei der Abendunterhaltung, die ihm in Zelt geboten wurde, wo er sich so heimisch fühlte.



Kleine Missionsnachrichten.

Schwester Vera, Driefontain, Rhodesia. Es ist höchst ergreifend, bei vielen Kindern die schweren seelischen Kämpfe zu beobachten, die durch den Zwiespalt zwischen Freiheits- und Kindesliebe hervorgerufen werden, und es ist nicht selten, daß letztere siegt. So war es mit Munyadzi, einem vielversprechenden, halbwüchsigem Heidenmädchen. Die Mutter wurde unmenschlich gequält von ihrem Sohne, der sich für den Kaufpreis seiner Schwester eine Frau anschaffen wollte. Schließlich ging sie notgedrungen auf die Station, um ihr Kind zurückzuholen. Sie sah so erbarmungswürdig aus und bat so dringend mit ihrem Kinde, wir möchten ihr das Kind nur für eine Woche lassen, um bei der Ernte zu helfen, daß wir uns erweichen ließen. Die Woche ging vorüber; Munyadzi kam nicht zurück. Glücklicherweise hörten wir von einer jungen Christenfrau aus demselben Dorf, daß Munyadzi von ihrem Bruder schrecklich mißhandelt und zu einem alten Heiden gebracht werden sollte. Sofort schickte mich Schwester Oberin in Begleitung eines unserer Mädchen, das arme Schäflein zurückzuholen. Mein Herz klopfte vor freudiger Erregung, gute Hirtin machen zu dürfen, obwohl es mir ein wenig graute, mich in die Höhle des Wolfes zu wagen.

Nach etwa zwei Stunden kamen wir an einen großen Wald, und bald stand ich einem echt heidnischen Kraal gegenüber. Stämmige nackte Gestalten tauchten hie und da zwischen den Bäumen auf. Ich unterdrückte die Furcht und schritt mit freundlicher Miene mitten unter die Wilden, zwischen denen ich bald Munyadzis Mutter erkannte. Manchen stillen Seufzer schickte ich hinauf zur heiligen Therese, denn ich fühlte, daß ich ohne übernatürliche Hilfe bei diesen listigen Satanshelfern nichts aus-

richten könnte. Und die kleine Heilige half wie immer. Auf unsere Veranlassung ließ die Mutter das Kind aus dem Feld holen. Als ich dann aber rundweg erklärte, das Kind müßte sofort mit mir zurück in den Konvent, da setzte es einen kurzen, erbitterten Kampf ab, die Mutter gebärdete sich wie eine Besessene und suchte mir das Kind zu entreißen. Von allen Seiten richteten sich düstere, haßerfüllte Blicke auf mich. Da hielt ich ihnen mit donnernder Stimme das Verabscheuungswürdige ihrer Handlungsweise vor und drohte mit dem Zorne des großen Geistes. Da hockten sie alle wie gebannt am Boden; niemand sprach ein Wort, niemand rührte sich. Die Mutter ließ ab von ihrem Opfer; in ohnmächtiger Wut murmelte sie nur einen Fluch, und ich schritt entschlossen mit dem wiedergefundenen Schäflein davon. Eine heimliche Muth schlich mich. Wenn sie uns folgen, wie mich wehren?

Wirklich — ich höre Schritte hinter mir im raschelnden Laub, ein stämmiger Bursche steht mir gegenüber; doch Gott sei Dank, ein Freund. Wie erleichtert atmete ich auf, als er mich treuherzig anblickte und sich anbot, mich ein Stück Weges zu begleiten, damit wir sicher seien. Da fühlte ich es handgreiflich, wie wahr es ist, das Psalmwort, wo es heißt, daß derjenige, der im Schutze des Himmels Gottes wandelt, Löwen und Drachen zertreten kann.

Man kann sich denken, mit welchem Jubel wir abends von Schwestern und Kindern empfangen wurden. Munyadzi aber fühlt sich unbeschreiblich glücklich unter der Obhut der Schwestern und es wandelt sie nie mehr die Lust an, nach Hause zu gehen.



Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“ in Morogoro, D.-O.-A.

(Fortsetzung.)

Pater Baur und Pater Le Roy setzten, einer Einladung des Herrn Bloyet, Vorstand der belgischen wissenschaftlichen Station Kondoia (Usagara), folgend, ihre Reise weiter fort und kehrten alsdann wieder nach Bagamoyo zurück. Unterwegs stießen sie auf überschwemmtes Gebiet, wobei sie sich während dreier vollen Stunden unter unsäglichen Anstrengungen und Gefahren durch das Wasser, welches ihnen zuweilen bis über die Schultern ging, hindurcharbeiten mußten. Die Folge davon war, daß Pater Le Roy beinahe blind geworden wäre und sich behufs einer Augenoperation schleunigst nach Frankreich zurückbegeben mußte. Pater Baur kam mit einem langwierigen Fieber davon.

Während dieser Zeit hämmerte und zimmerte Pater Gommenginger mit seinen jungen Leuten unverdrossen weiter. „Ich weiß nicht“, schrieb er einige Monate später (September 1883), „ob viele Menschen so beschäftigt sind wie ich; eines ist gewiß, daß wenige es mehr sind. Nachts lege ich mich sehr spät zur

Ruhe, morgens stehe ich sehr früh auf, sogar dann, wenn die vor Müdigkeit gebrochenen Glieder noch nicht ausgeruht sind; und den Tag über bin ich — abgesehen von der Zeit, die ich für meine Gebete benötige — unausgeseht an der Arbeit. Nicht an der ruhigen Bureau-Arbeit, nicht an der bequemen Arbeit eines Aufsehers, sondern an der eigentlichen Handarbeit. Denn mit eigenen Händen bearbeite ich das Holz, die Steine, den Mörtel, die Erde; mache bald den Zimmermann, bald den Schreiner, bald den Steinmetz, bald den Ziegler, bald den Maurer, kurz ich versuche es in allen möglichen Handwerken, um durch mich selbst zu leisten, was nicht durch Fachleute, welche hier gänzlich fehlen, gemacht werden kann. Abends setze ich mich hin und fertige Skizzen, Pläne, Schablonen und dergleichen für den folgenden Tag. Hiernach übe ich mich erst noch in der Sprache. Es bestehen hier eigentlich vier Sprachen, wie es auch vier verschiedene Stämme gibt; da indes das Kisuaheli vorherrschend ist, so ist es notwendig, daß ich mir wenigstens dieses geläufig mache. Schwer zu erlernen ist dasselbe gerade nicht, aber ein gutes Gedächtnis muß man haben, um die vielen Binderegeln auswendig zu behalten.

Das ist also seit Monaten meine Alltagsbeschäftigung und wird es voraussichtlich noch lange bleiben, wenn Gott mich, wie bisher, bei Leben und Gesundheit erhält. Man kann daraus ersehen, daß die Gründung einer Mission ein recht schweres Stück Arbeit ist, ja, ein schwereres, als man es sich gewöhnlich vorzustellen pflegt. Es kostet einem dabei soviel Selbstentsagung, Hinopferung und Überwindung, daß mir im Vergleich damit das Trappistenleben als ein bequemes, beneidenswertes Paradiesleben vorkommt.

Der Verkehr mit den Eingeborenen wurde mit jedem Tag vertraulicher; sie ließen allmählich von ihren Vorurteilen ab und gewannen immer mehr die Überzeugung, daß die Weißen harmlose Menschen seien, welche nur gekommen wären, um zu arbeiten und sich Schätze zu sammeln, doch aber nicht zum Schaden und auf Kosten anderer. „Daß die guten Leute“, bemerkt Pater Gommenginger in einem Brief vom 24. Juni 1883, „uns keine höheren Absichten zumuteten, kann man ihnen nicht übelnehmen, weil sie eben nur Sinn und Verständnis haben für das, was sich essen und trinken läßt.“

Noch aus einem anderen Grunde war die Gegenwart der Missionare den Eingeborenen angenehm: statt wie bisher ihre Waren an die Küste schleppen zu müssen, um sich dagegen etwas Zeug, Pulver, Salz und dergleichen zu verschaffen, brauchten sie nur in die Mission zu gehen, woselbst sie die gewünschten Gegenstände eintauschen konnten, ohne mehr der Gefahr ausgesetzt zu sein, unterwegs überfallen und ausgeplündert zu werden.

Fast will es einem ärgerlich vorkommen, Missionare derart mit materiellen Dingen beschäftigt zu sehen. Der Ärger wird sich aber sofort legen, wenn man bedenkt, wie die Missionen gegründet werden müssen.

Es geht nicht an, namentlich nicht in Afrika, daß der Missionar mit einem Kreuzfingerring in der Hand von Dorf zu Dorf wandert und das Evangelium predigt. Bei der geistigen Verschrobenheit und der sittlichen Versumpfung der Eingeborenen wäre das verlorene Zeit und Mühe. Das Bekehrungswerk muß an den Kindern angefangen werden; diese werden dem Missionar ziemlich leicht überlassen. Dafür aber hat er für sie zu sorgen. Er muß sie beherbergen, kleiden und ernähren, vorläufig also Wohnung und Existenzmittel schaffen. —

Noch ein anderes pflegen die Missionare zu tun. Sie wählen in den bestehenden Missionshäusern eine Anzahl der ältesten und bravsten Jünglinge und Mädchen aus, verheiraten sie und nehmen sie dann in die neue Mission mit. Diese jungen Ehepaare bilden sodann ein kleines Christendörfchen um die Mission herum, dienen den Heiden zum Muster und helfen den Missionaren als Katecheten und Katechetinnen. Doch fallen auch diese, wenigstens während der ersten Jahre, der Mission vollständig zur Last.

Jetzt begreift man, warum Pater Gommenginger sich so lange mit materiellen Dingen beschäftigte. Nachdem er eine Kapelle, Wohnungen für die zunehmenden Ehepaare und Kinder gebaut hatte und auch der Boden ringsum urbar gemacht war, lehrte er mit seinen 13 Jünglingen nach Bagamoyo zurück, um einem

eden von ihnen eine brave Frau zu verschaffen und alles sonst noch Nötige herbeizuholen. Sehr abenteuerlich fiel diese seine Reise aus und darum wollen wir sie hier mit einfügen. Er wird uns dieselbe selbst erzählen.

Von Morogoro über Mandera nach Bagamoyo.

(Brief vom September 1883.)

„Statt den nämlichen Weg zu nehmen, wie bei der Hinreise, schlug ich diesmal einen anderen, und zwar den über Mandera ein. Dort befand sich seit 5 Monaten ein junger Pater (Pater Picarda, der schon im Oktober 1887 starb) ganz allein, dem, wie ich dachte, der Besuch eines Mitbruders sicherlich willkommen sein dürfte, und wäre es nur, um wieder einmal die Beichtandacht verrichten zu können.

Den lieben Herrn hatte ich als kleinen Studenten in einer unserer Anstalten kennengelernt, seither aber nicht wieder gesehen. Ich ahnte damals nicht, daß ich 15 Jahre später ihm zulieb einen Umweg von 60 Stunden durch die Wüste machen würde, um ihn aufzusuchen, aufzumuntern und ihm meine priesterlichen Dienste anzubieten.

Andere reisen gewöhnlich zu Pferd oder Esel. Ich, der nicht gerne ein Reittier pflegt und noch viel weniger sich der Gefahr aussetzen will, daselbe unterwegs totschlagen zu müssen, ich reise immer zu Fuß und werde dies tun, solange der liebe Gott mir meine gesunden Beine erhalten wird. Wenn diese mir einmal versagen, dann wird die Stunde geschlagen haben, daß ich daheim bleiben muß.

Am 14. August früh morgens verließ ich Morogoro. Um sieben Uhr war ich in Muahela, wo ich im Vorbeigehen der Königin Simba-Muene meine Aufwartung machte. Sie wünschte mir Glück auf die Reise. Von da aus nahm ich meine Richtung direkt gegen Norden. Um die Mittagsstunde setzte ich über den Geringere-Fluß. Hier begann eine unabsehbare, nur von wilden Tieren bewohnte Wüste. Zum Führer hatte ich niemanden, als einen unserer Jünglinge, welcher den Weg früher einmal gemacht hatte, dessen Erinnerungen aber sehr dunkel waren; denn kaum hatten wir eine kurze Strecke zurückgelegt, so wußte er sich schon nicht mehr zurechtzufinden.

Dieser erste Tag war entsetzlich. Die Sonne brannte zum Ersticken; eine andauernde Trockenheit hatte die Bäume vollständig entblättert; nirgends war ein wenig Schatten zu entdecken, wo man hätte etwas ausruhen können, und weithin sah man nichts als die blendende Farbe des ausgedörrten Grases und die Verwüstungen der jüngsten Feuerbrände. (Fortsetzung folgt.)



Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 3.

Lebe, als lebstest du immerfort;
Lebe, als müßtest du morgen fort.

Auflösung des Rätsels in Nr. 3.

Verschieden.